

nach der Schriftrolle, öffnet sie und liest daraus – bezogen auf sein Kommen und Wirken – die Worte des Propheten Jesaja:

Gott wirkt durch mich.

Er hat mich berufen.

Er hat mich gesandt, seine Liebe den Armen zu bringen, Gefangenen Freiheit zu geben und Blinden das Licht, Mißhandelte zu erlösen und eine Zeit anzukündigen, in der Gott Heil gibt. (Luk 4, 18–19)

Keine Alternative zur Brüderlichkeit

Günter Bleickert, Ladenburg

Beim Versuch, über Brüderlichkeit zu reden, kann man gerade heute schnell auf Widerstand stoßen. „Brüderlichkeit?“ sagte mir skeptisch ein junger Mensch, „meine Freunde sind mir lieber; die kann ich mir wenigstens selber aussuchen.“ Deshalb, so sieht man, hilft der Gegenvorschlag „Schwesterlichkeit“, den wir nicht ernster zu nehmen brauchen, als er gemeint ist, ebenso wenig weiter wie die moderner klingende Etikettierung „Solidarität“. Brüderlichkeit, so scheint es, ist eher eine Sache des Gefühls, Solidarität dagegen eher des Bewußtseins; der Tat jedoch mangelt es beiden in gleicher Weise. Und wenn einmal solidarisches Bewußtsein doch endlich in solidarisches Handeln sich verwandelt, dann erweist sich die Solidarität mit einer bestimmten Person oder Gruppe auf ihrer Kehrseite als gleichursprüngliche Abschirmung gegen andere. Womit wir erneut darauf gekommen wären, daß Brüderlichkeit auch als Solidarität ausgegeben eben am besten unter Freunden funktioniert.

Daß dies der Fall ist, daß die Tatsachen zumeist so liegen, wer mag das leugnen? Indessen, „Tatsache“ – sagt *Ludwig Feuerbach*¹ einmal – „paßt auf die Vernunft, wie die Faust aufs Auge“. Der Hinweis, daß die Fakten, die Realitäten nun einmal anders seien, nimmt überhaupt nichts vom Wert, Recht und Sinn vernünftiger idealer Prinzipien. Im Gegenteil: Gerade weil die Verhältnisse anders, noch anders sind, als es die vernünftigen Überzeugungen verlangen, sind letztere sinnvoll und notwendig. Die Tatsachen, die elenden und notvollen, sollen gewendet werden zur Freiheit, zur Brüderlichkeit. Auf den Appell zur Brüderlichkeit kann so lange nicht verzichtet werden, wie sie in unserem Leben, im Leben der Gesellschaft nicht, noch nicht verwirklicht ist.

¹ *Das Wesen des Christentums*, Reclam-Ausgabe, 311.

Grundtugend

Tugenden durchdringen sich gegenseitig. Untugenden auch. Wir sagen deshalb mit Recht, ein Mensch sei tugendhaft oder nicht – oder er sei es mehr oder weniger. Allemal beziehen wir das Maß der Tugendhaftigkeit aber auf alle Tugenden eines Menschen. Wer verlässlich ist, wird wohl auch ehrlich sein, wer gerecht ist, auch hilfreich. Was die Tugenden aber selber anlangt, gibt es offensichtlich beträchtlich voneinander abweichende Versuche in der Geschichte der Philosophie und Theologie, System und Struktur in ein Tugendgebäude zu bringen, die vielen Tugenden gleichsam als die Früchte an den Ästen eines Baumstammes als der einen Grundtugend zu erweisen. Gerechtigkeit, Demut, Klugheit, Liebe waren z. B. genannt worden². Und gemeint war jeweils, daß durch den Mangel einer beliebigen Tugend der ganze Tugendbaum beeinträchtigt wäre, wie er bei der Zerstörung der Grundtugend schließlich gänzlich eingehen müßte.

Eine solche umfassende, die anderen Tugenden bedingende Grundtugend, so will es gerade heute scheinen, ist die Brüderlichkeit. Wo Brüderlichkeit herrscht, sind Eigensinn, Ungerechtigkeit, Hochmut von vornherein chancenlos. Wo Brüderlichkeit herrscht, ist das Motiv unseres Handelns, auch unserer Tugendhaftigkeit, nicht von uns selber, sondern von der Notwendigkeit des konkreten Anders, unseres Anders genommen. Sonst stünden die Tugenden unter dem Verdacht, lediglich der Vervollkommenung des einzelnen zu dienen, da ja das Maß der Tugendhaftigkeit die Würde des vereinzelt Individuums bestimmte. Die Übung der Tugend liefe somit Gefahr, in einer Art Hochmut selbstbezogener Tugendhaftigkeit aufzugehen. Wir kennen jenen Widerspruch, jenen schein-demütigen Hochmut, den die Bibel Pharisäismus nennt, jene Haltung, in der ein Mensch Gott danken zu sollen meint, daß er selber nicht so ist wie jener Sünder da neben ihm.

Brüderlichkeit als Grundtugend kann solche Blüten und Früchte nicht einmal ansatzweise hervorbringen. Denn die am Stamm der Brüderlichkeit treibenden Tugenden orientieren sich nicht am eigenen Vollkommenheitsstreben, sondern ausschließlich an der Not des anderen. Daraus folgt, daß, wo Brüderlichkeit klein geschrieben wird oder überhaupt nicht vorkommt, es um die Tugend im ganzen geschehen ist. Wo Brüderlichkeit keinen Boden findet und nicht Wurzeln schlagen kann, wartet man auch auf die anderen Tugenden vergeblich. Sagte nicht *Georg Büchners* Woyzeck, der Gebeutelte, der Gehetzte, der gesellschaftlich Deklassierte und so unbrüderlich Behandelte: „... ich wollt schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes sein um die Tugend ... Aber ich bin ein armer Kerl.“ Der Amoralismus Woyzecks ist nichts anderes als das Pro-

² Dazu J. Gründel, Art. *Tugend*, in LThK 10, 395 ff.

dukt der Unbrüderlichkeit, der Brüderlosigkeit seiner Zeit. Seine Armut, seine Proletarisierung ist nicht die eigentliche, sondern nur die oberflächliche Ursache seiner Tugendlosigkeit. Denn sein Elend ist ja selber wieder verursacht durch die Herzlosigkeit (der Repräsentanten) der ihn beherrschenden Gesellschaft.

Freiheit und Gleichheit

Brüderlichkeit, in einer solchen Gesellschaft nicht vorhanden, muß, wenn sie kommen soll, von der Befreiung der Unterdrückten und Ausgebeuteten ihren Ausgang nehmen. Notwendig faßte sich diese Bewegung in die revolutionäre Parole: „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“. Brüderlichkeit wird also ausgegeben als Lösung der revolutionären Tat; als ihr Sinnziel leuchtet sie auf. Freiheit, Gleichheit markieren lediglich Etappenziele.

Aber sind Freiheit und Gleichheit nicht doch, wie immer wieder (von Philosophen und Politikern) behauptet wird, unüberbrückbare Gegensätze? „Wenn Sie die Gleichheit erhalten wollen, dann müssen Sie die Freiheit einschränken“ – meint *Max Horkheimer* – „und wenn Sie den Menschen die Freiheit lassen wollen, dann kann es keine Gleichheit geben.“³ In der Tat müssen Freiheit und Gleichheit so lange als sich gegenseitig ausschließende Gegensätze betrachtet werden, als sie nicht im beide umgreifenden Begriff der Brüderlichkeit zusammengedacht und untereinander selber versöhnt, ja ver- „brüdert“ sind. Der Freiheitswille wendet sich hier doch nicht gegen die Gleichheit, sondern ausschließlich gegen Unterdrückung, Ausbeutung, eben Unfreiheit. Und das Gleichheitsstreben hat doch keineswegs die Abschaffung der gerade noch pathetisch erlebten Freiheit im Sinn, sondern – genauso wie die Freiheit – die Überwindung von Unterdrückung, Ausbeutung, eben Ungleichheit und Ungerechtigkeit. Freiheit ist doch nicht einfach gleichzusetzen mit dem maßlosen Anspruch eines sich rücksichtslos und egoistisch entfalten wollenden Individualismus, so daß eine Begrenzung in diesem Bestreben schon als Einschränkung der Freiheit aufgefaßt werden dürfte. Solche Freiheit wäre allein die Freiheit absolutistischer Tyrannen. Gegen sie wäre die Gleichheit der Geknechteten allerdings ein Gegensatz. Freiheit, die die Freiheit des Anderen, des Mitmenschen nicht gelten läßt und respektiert, ja in sich selber aufnimmt, ist eine schlechte Freiheit, ist reine Willkür.

Freiheit gibt es entweder für alle, oder es gibt überhaupt keine; Freiheit ist unteilbar. Dies ist der Sinn der Revolutionsparole: Nicht länger soll es das geben: Freiheit nur für die Freien und Herren zu Lasten der Sklaven und Knechte. Gleichheit aber, sollte sich eigentlich von selbst verstehen, kann nur insofern mit Gleichmacherei zu tun haben, als allen Menschen eben unbedingt und

³ *Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen*, Hamburg 1970, 86.

bedingungslos gleicherweise die wirkliche Möglichkeit gegeben sein muß, sich in Offenheit und Freiheit begegnen zu können. Wo hingegen Bestimmende und Bestimmte, Leiter und Geleitete, Herren und Knechte, Freie und Sklaven einander gegenüberstehen, da ist eben auf der einen Seite die Freiheit, die wir als schlechte verwerfen, und auf der anderen die Unfreiheit; und es gibt auf diese historischen Tatsachen nur eine vernünftige Reaktion, nämlich die Forderung nach Freiheit für alle, keine Ungleichheit mehr, sondern Gleichheit. Freiheit und Gleichheit erweisen sich somit nur als unterschiedliche Momente, Aspekte desselben, der Brüderlichkeit.

Realität

Brüderlichkeit, das setzt also Freiheit für alle voraus und Gleichheit hinsichtlich Recht und Gerechtigkeit; Freiheit, die die Freiheit des anderen wahrt, Gleichheit, die den anderen wirklich sein läßt. Aber wie lebt sich solche Brüderlichkeit? Gibt es Beispiele dafür? Wie sehen gelebte Brüderlichkeiten denn eigentlich aus?

Man tut wohl gut damit, bevor man die Glücksfälle in Erinnerung bringt, auch die gescheiterten, elenden Beispiele nicht zu vergessen. Die Bibel jedenfalls quillt über von Unfallprotokollen über konkrete Brüderlichkeit. Man merkt sehr schnell, unser Mißtrauen gegenüber der Brüderlichkeit ist, nimmt man die geschichtlichen Zeugnisse nüchtern zur Kenntnis, so unbegründet gar nicht. Je weniger echte Historizität diese Berichte beanspruchen können, um so typischer sind sie und um so allgemeiner ist ihre Geltung. Denn es handelt sich in der Tat nicht um vereinzelte Vorkommnisse, sondern um allgemeine, typische Erfahrungen. Beim ersten Brüderpaar gleich beginnt es, ohne langes Vorspiel kommt man schnell zum Wesentlichen. Da war Gott dem Abel gnädig und dem Kain nicht, was den letzteren auf die listige Idee bringt, mit seinem Bruder aufs Feld zu gehen – oder sollen wir nicht eher sagen: gegen ihn zu Felde zu ziehen. „Als sie aber auf dem Feld waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot“, notiert das erste Buch der Bibel (Gen 4,8) lapidar diesen Unfall der Brüderlichkeit. Und so geht es weiter. Jakob und Esau, die Zwillinge, verbrüdern sich zwar am Ende. Am Anfang aber standen Neid, Eifersucht, Konkurrenz. An der Ferse hielt Jakob den Esau schon bei der Geburt, um ja nicht den Anschluß zu verlieren. Und später luchst er dem Bruder das Erstgeburtsrecht ab um ein Linsengericht und erschleicht sich danach noch heimtückisch mit Hilfe der Mutter den väterlichen Segen. Nur durch die Flucht entzieht er sich der befürchteten Rache des übertölpelten Bruders. Auch Joseph, Jakobs Sohn, erhält prompt die Antwort seiner Brüder auf die besondere Gunst des Vaters: ihre Mißgunst, ihren Neid und Haß, die alsbald in Mordgelüste umschlagen. Doch zum Mord kommt es nicht mehr, humanitäres

Bewußtsein dämmert allmählich: Deportation, Verbannung statt Mord, Verkauf nach Ägypten in die Sklaverei. Mit unliebsamen Brüdern, sieht man, ließ sich sogar noch ein Geschäft machen damals.

Auch Jesu Erfahrung und Bewußtsein der Brüderlichkeit liegen auf derselben Linie. Beredtes Zeugnis davon gibt das Gleichnis vom guten Vater, das man früher als das vom verlorenen Sohn bezeichnet hat. Wie gleichen sich doch diese beiden zunächst so ungleich erscheinenden Söhne! Ungleich sind sie in ihrem Interessen, ihrem Tatendrang, ihrer Spontaneität. Und doch wieder gleich in ihrer Unbrüderlichkeit, in ihrem falschen Väterverständnis und damit auch Selbstverständnis. Ein freies offenes Sohneswort spricht keiner zum Vater. Mißraten wie sie sind als Söhne, sind sie es auch als Brüder. An einer echten lebendigen Beziehung ist den beiden weder zum Vater noch zueinander gelegen. Ohne Sohnes- bzw. Brudergefühle fordert der jüngere lediglich, was recht ist, seinen Erbteil. Nur im rechtlichen Sinn versteht er sich als Sohn, woran sich auch nach dem Scheitern seines Aufbruchs in die Selbständigkeit nichts ändert. Nicht als Sohn, nur als Knecht kehrt er zurück. Daß er dabei auch einen Vater, eine Mutter, einen Bruder finden könnte, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Unverhofft findet er wohl einen ihm entgegenkommenden Vater, der überhaupt nicht den Gedanken erwägt, einen weiteren Knecht zu erhalten, als er seinen Sohn, der „tot“ war, voller Freude aufnimmt. Ganz anders aber der zu Hause gebliebene ältere Bruder. Wie der jüngere denkt er in Bahnen des Rechts. Nach dem Weggang und der Auszahlung des Bruders eigentlich Alleinerbe, sieht er sich nach dessen Rückkehr erneut von Konkurrenz bedroht. Rücksichtslos wie der jüngere Bruder, als er die Heimat verließ, hat nun auch der ältere nur seine eigenen Interessen im Sinn. Brüderlichkeit als konkrete Alltagserfahrung – das weiß und sagt auch Jesus – ist Konkurrenz, Mißgunst, Argwohn und, wenn es hoch kommt, wenigstens noch Rechtsempfinden. Nur gegenseitige Hilfe, Verzeihen, Verstehen, lebendiges Miteinander ist Brüderlichkeit wohl nicht.

Brüderlichkeit

Indessen: „Tatsache“ – wir hörten es bereits – „paßt auf die Vernunft wie die Faust aufs Auge.“

Wenn die Tatsachen unvernünftig sind, müssen sie eben geändert werden, denkt auch Jesus und handelt danach. Längst ist für ihn schon die Axt an den fruchtlosen Baum der Brüderlichkeit der Blutsverwandtschaft gelegt. Brüderlichkeit ist für Jesus eine Kategorie der religiösen Entschiedenheit. „Wer den Willen Gottes tut“ – sagt er – „der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“ (Mk 3,35) Das Bewußtsein der Gotteskindschaft, wie es der christlichen Gottesanrede „Vater unser“ zugrundeliegt, ist eben zugleich das Bewußtsein der umfassenden grenzenlosen Brüderlichkeit.

Wenn Gott rechtens als der Vater aller Menschen angesprochen werden kann und muß, dann sind die Menschen notwendig ebensowohl als Gotteskinder wie zugleich auch als Brüder untereinander zu bezeichnen. Solches Bewußtsein gilt nun nicht nur für die Kirche. Es sucht sich allgemein, also auch im gesellschaftlich-politischen Leben zur Geltung zu bringen.

Wie aber sollte es sich vor der Welt ausweisen, wenn es nicht auch und zuerst in der Kirche verwirklicht wäre? Sollte die Kirche nicht so etwas sein wie das Salz oder das Licht für die Welt? Müßte man nicht an der konkreten Christengemeinde ablesen können, was mit dem Sinnziel der politisch-revolutionären Parole der Brüderlichkeit angestrebt werden sollte? Eine Theologie der Freiheit darf deshalb nicht existentialistisch verinnerlicht werden; und es genügt auch nicht, sie zu politisieren und in eine Theorie der Brüderlichkeit einmünden zu lassen. Sondern es bedarf hier der eindeutigen und überzeugenden Praxis. „Wenn einer behauptet: ‚Ich liebe Gott‘, und seinen Bruder haßt, dann ist er ein Lügner.“ (1 Joh 4,20) Nicht mit Worten, sondern in Tat und Wahrheit sollen wir lieben (3, 18) – und zwar alle, also nicht nur jene, die übrigbleiben, nachdem wir die anderen, unsere Nicht-Freunde, aus unserem Bewußtsein oder aus unserer Gemeinschaft verbannt, wenn nicht gar mittelalterlicher Übung entsprechend verbrannt haben. Sonst haben oder hätten wir auch in der Kirche nichts anderes, als was wir allüberall auf der Welt finden können: Solidarität unter Gleichgesinnten, die sich behauptet, indem sie die Andersdenkenden einfach aussondert.

Wie sehen jedoch unsere Gemeinden aus? Wie stehen wir selber da? Und geben nicht die kirchlichen Institutionen selbst das größte Ärgernis? Kann man eigentlich von christlicher Brüderlichkeit reden, glaubhaft reden, ohne die Realitäten hinter einem Schleier zu verstecken? Ist nicht die Tatsache der Aufspaltung des Christentums in verschiedene Konfessionen, die die Christenheit gerade bei uns häufig bis in die Familien hinein belastet, ein fürchterliches Übel? Beim unverschleierte Blick auf die historischen Fakten bis in die jüngste Vergangenheit erstickt einem am Ende das Wort von der Brüderlichkeit doch fast im Halse, vertrocknet es fast auf der Zunge. Doch nochmals: Tatsache ist für die Vernunft, für den Glauben und die Hoffnung nichts Unabänderliches und auch nichts Bestimmendes. Umgekehrt: Glaube und Hoffnung selbst bestimmen unser Denken und Handeln. Und, so gesehen, kann Brüderlichkeit nichts anderes bedeuten als den anderen, auch und gerade den unliebsamen, sein lassen, wie er ist, ja gerade auch ihn als einen Teil von uns selbst, unserer eigenen Möglichkeiten zu verstehen, seine Last mitzutragen und, umgekehrt, ihn unsere Last mittragen zu lassen. Auch hierfür gibt es, Gott sei Dank, Tatsachen als Beispiele.

Wir alle kennen den Bruderdienst der Mutter Teresa, die gerade die Ärmsten der Armen Brüder- und Schwesterlichkeit konkret und lebendig erfahren läßt, und spüren den Impuls, den ihr Handeln auslöst. Wir kennen das Beispiel

des Maximilian Kolbe, der in Auschwitz sein Leben für die Rettung eines anderen in die Waagschale warf. Jeder von uns kennt solche Glücksfälle der Brüderlichkeit, die uns Mut machen, auch selber diesen Weg einzuschlagen; die uns hoffen lassen, daß auch wir es vermögen, dieses Ziel zu erreichen: daß der Baum der Brüderlichkeit kräftige Wurzeln schlage und an seinen Ästen weitere Tugenden aufblühen und fruchten.

Wer Gott als „unseren Vater“ anspricht, kann nicht anders als auch den anderen als seinen Bruder anerkennen und danach handeln. Es gibt keine Alternative zur Brüderlichkeit. Es gibt nur eine Entschiedenheit zur Brüderlichkeit, die alle Unbrüderlichkeit, alle Ungerechtigkeit und Unfreiheit kompromißlos denunziert, die unerschrocken Freiheit und Gerechtigkeit für alle, auch für die Verelendeten und Unterdrückten, wie Oscar Romero, der am 24. März 1980 ermordete Erzbischof von San Salvador, auch da noch fordert, wo dies in den Augen der Herren und Unterdrücker als Parteilichkeit gegen sie mißverstanden wird. Brüderlichkeit ist allerdings keine sentimentale Gefühlsduselei, sie ist der engagierte Einsatz für alle Menschen, für ihr Recht und ihre Freiheit. Wer dies als Parteilichkeit gegen sich selbst registriert, hat damit keinen Gegenbeweis gegen die Allgemeinheit der Brüderlichkeit; vielmehr stellt dies lediglich seine eigene Unbrüderlichkeit bloß. Wirklich: es gibt keine Alternative zur Brüderlichkeit.

Die Wüste im Verständnis der ägyptischen Mönche

Antoine Guillaumont, Paris

Heinrich Bacht, Frankfurt (Übersetzer)¹

Wie so manche andere Begriffe – man denke an den Begriff „Nacht“ oder den Begriff „Finsternis“ – so ist auch die Idee „Wüste“ im Kontext der Frömmigkeitsgeschichte mehrdeutig. Das wird schon in der Bibel, vor allem im Alten Testament, deutlich. Wir haben damit zu beginnen, daß wir diesen biblischen

¹ Diesem aus der Revue de l'Histoire des Religions (1975) übernommenen Artikel liegt ein Vortrag bei dem Colloquium über „Die Mystiker der Wüste im Islam, Judentum und Christentum“ (28. 7. bis 3. 8. 1974) zugrunde. Der Ort des Colloquiums war die Abtei von Sénanque (Vaucluse).

Die Übersetzung stammt von Heinrich Bacht SJ, Frankfurt. Die Zwischenüberschriften wurden von der Schriftleitung beigelegt.